

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vorzuholen und dann werden sie sicher nicht wieder jogleich zurückgestellt. Und ist es nicht auch eine Ehrensache, ein solches Werk, wie das Bachofens, dessen Ruhm auf das ganze Land zurückstrahlt, zu fördern? Die Zeitverhältnisse haben den Gebrauch des Automobils, vor dessen Kosten die Erwerbung so mancher Kulturgüter zurückstehen mußte, unterbunden; was nur schon an monatlichem Verbrauch für das Feuerwasser eingespart wird, reicht bei weitem aus zur Anschaffung eines Bandes, der eine ganz andere geistige Kraft besitzt, die unerschöpflich ist und den Menschen in die bedeutungsvollsten Bezirke seiner Ursprünge führt. Möge das so Begonnene glücklich zu Ende gebracht werden!

Gerhard Boerlin.

Bücher Rundschau

Weltgeschichte und Schweizergeschichte.

Im Bann der Geschichte.

Die Besinnung auf die an sich vorhandenen Erkenntnismöglichkeiten ist in jeder Wissenschaft von ebenso großer Bedeutung wie die Arbeit am Forschungsobjekt selbst. Ganz besonders in der Geschichtswissenschaft, welche nicht mit unumstößlichen Naturgesetzen arbeiten kann, muß sich der Forscher Rechenschaft zu geben versuchen, wo die Gefahren für seine Arbeit liegen und wo seine Erkenntnis zwangsläufig an Schranken stößt. Es sind immer die wahrhaft großen Geister unter den Historikern gewesen, welchen diese Fragen wichtig waren. Jakob Burckhardts weltgeschichtliche Betrachtungen atmen diesen Geist. Auch der große Ranke hat wiederholt aus seiner gewaltigen Forschungspraxis heraus die Theorien dieser Forschung geprüft. In unserem Jahrhundert steht in diesem höchst verantwortungsvollen Arbeitsgebiet neben Friedrich Meinecke der Holländer Huizinga an der Spitze.

Das Werk „Im Bann der Geschichte“ vereinigt eine Reihe von Einzelarbeiten und ist nur in seinem ersten Teil, den Studien zur Theorie und Methode der Geschichte, auf die erkenntnistheoretische Besinnung gerichtet, von der zu Anfang die Rede war, während der zweite, hier nicht besprochene Teil aus ideengeschichtlichen Studien über die Entwicklung des nationalen Bewußtseins in Europa und über niederländisch-burgundische Themen besteht¹⁾.

Vier Kapitel über die Entwicklung der Geschichte zur modernen Wissenschaft, ein weiteres über eine Definition des Begriffs Geschichte und ein letztes über eine Formveränderung der Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts — in diesen Themen läßt Huizinga seine Gedanken kreisen um „jenes seltsame Geistesprodukt, das wir Geschichte nennen“.

Die Geschichte ist die unselbständige aller Wissenschaften; sie ist genötigt, Theologie, Jurisprudenz, Völkerkunde, Sprachwissenschaft, Nationalökonomie und Soziologie jederzeit als Hilfswissenschaften für das historische Verstehen beizuziehen. Der Grund dieser Abhängigkeit liegt aber darin, daß sie unter allen Wissenschaften diejenige ist, die dem Leben am nächsten steht. — Zur kritischen (wenn auch nicht exakten im Sinne der mathematischen) Wissenschaft ist die Geschichte erst im 19. Jahrhundert geworden, und daran haben unbestreitbar die Deutschen das Größte geleistet. Umso tragischer berührt es den Menschen der Gegenwart, die deutsche Geschichtsschreibung heute zur Dienerin zeitlich bedingter Staatslehren erniedrigt zu sehen.

Das historische Erkennen muß immer etwas Unsichereres, nie Definitives, bleiben. Aber Huizinga offenbart den wissenschaftlichen Wert der Geschichte, indem er den geistigen Prozeß des historischen Erkennens analysiert. Jede Darstellung

¹⁾ J. Huizinga: „Im Bann der Geschichte“, übertragen von W. Raegi u. a. Burg-Verlag, Basel 1943.

eines bestimmten geschichtlichen Hergangs ist eine Verkürzung und Vereinfachung. Da es nicht Aufgabe des Historikers ist, alles und jedes, was von der Vergangenheit noch erkennbar ist, darzustellen, so geht daraus seine Pflicht der Auswahl und der Interpretation hervor. Diese kann nicht nach experimentellen oder berechnenden Methoden erfolgen, sondern nur auf Grund seiner persönlichen Lebensweisheit, Einsicht und Menschenkenntnis. Immer wieder warnt Huizinga vor dem Glauben an historische Gesetze. „Das unberechenbare Schicksal des Einzelmenschen, das jeden Entwicklungsbegriff außer Kraft setzt, und durch das zuweilen der Untergang oder Aufstieg einer Welt abgewendet werden oder zustande kommen kann, wird bei der Bildung historischer Erkenntnis nirgends ungestraft vernachlässigt“. Was als historische Gesetze ausgegeben wird, sind nur „vage Feststellungen einer vermuteten Regelmäßigkeit, die nur an wenigen Fällen beobachtet wurde“. Die Geschichte muß ihren Stoff als Ereignis, nicht als Organismus auffassen.

An einigen Gefahren weist Huizinga nach, wie behutsam und diszipliniert der historische Forscher vorgehen muß, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Diese Gefahren nennt er Anthropomorphismus, Inflation der Terminologie und Verwendung von Schablonen.

Historischer Anthropomorphismus ist die meist stilistisch bedingte „Neigung, einem Ganzen gedanklicher Art Handlungen oder Verhaltensweisen zuzusprechen, die ein menschliches Bewußtsein vorauszusehen scheinen“. In Spenglers „Untergang des Abendlandes“ wirkt diese Methode verführerisch und irreführend, denn er „gab seinen Kulturen, denen er tyrannisch ihren Platz zwies, die Gestalt menschlicher Wesen, sprach ihnen einen biologischen Verlauf des Lebens zu und vergewaltigte damit die Geschichte“. — **I**nflation der Terminologie ist eine Krankheit vieler Wissenschaften, am meisten verbreitet bei den Philosophen, von denen grundsätzlich keiner die Fach-Terminologie des andern anzuerkennen scheint. Aber auch die Historiker machen sich gegenseitig das Leben schwer mit der Wertunbeständigkeit ihrer Begriffe. Am krassesten ist die Inflation des Renaissancebegriffs. Ursprünglich verstand man darunter eine Geistesbewegung zwischen 1400 und 1600. Dann dehnte man den Begriff nicht nur für das 13.—17. Jahrhundert aus, sondern verwendete ihn auch für die Zeit Karls des Großen und andere Perioden. Und in ähnlicher Weise haben sich auch die Begriffe Gotik und Barock aufgelöst. — Ausdrücke wie Kapitalismus, Feudalismus, Reaktion, Bourgeoisie, Demokratie werden oft ohne Prüfung auf irgend eine historische Erscheinung schablonenhaft angewendet.

Nicht nur das aktuellste, sondern wohl auch das schönste Kapitel in diesem Buch ist dasjenige, das „die Geschichtswissenschaft in ihrer heutigen Lage und in ihrem Werte für das Leben“ untersucht. Als Reaktion auf den Historismus des 19. Jahrhunderts hat sich das 20. dynamisch und damit nur gegenwartsbewußt, oder mystisch-tendenziös eingestellt. Und so entstanden verschiedene „Formen einer gleichsam verrenkten Geschichtswissenschaft“, sei es jene literarisch gefärbte Geschichtsschreibung von der Art Emil Ludwigs und seiner Nachahmer oder die viel schlimmere Entartungsform, die H. als Geschichte in der Knechtschaft bezeichnet. Seit dem 18. Jahrhundert war man sich darin einig, daß die Geschichtsschreibung unparteiisch sein müsse, so weit das irgendwie erreichbar ist. „Jetzt ist es anders. Überall grinst uns das Gespenst einer verzerrten Geschichtswissenschaft an, welche zur Sklavin eines vergänglichen Prinzips von Ansichten und Macht geworden ist.... Der Marxismus hat damit begonnen“. Wenn frühere Kulturen mit engem Gesichtskreis unkritisch Geschichte schrieben, so ist das entschuldbar. Aber „wir haben nicht mehr das Recht, unkritisch zu sein. Wir kennen zwanzig alte und neue Kulturen in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigenart. Uns sind sechzig Jahrhunderte der Menschheit mehr oder weniger bekannt“. — Sehr wertvoll ist die in diesem Kapitel enthaltene Polemik Huizingas gegen die von Bernheim eingeführte schematische Dreiteilung der Formen historiographischer Tätigkeit (referierende, pragmatische und genetische Geschichte). Alle Geschichte ist erzählend, referierend: alle Geschichte ist pragmatisch, belehrend, und alle Geschichte ist genetisch, forschend.

Im Suchen nach einer Definition des Begriffs Geschichte kommt Huizinga zu der bündigen Formel: „Geschichte ist die geistige Form, in der sich eine Kultur über ihre Vergangenheit Rechenschaft gibt“. Je länger man sie prüft, umso reifer erscheint diese Deutung.

Die Lektüre des neuen Huizinga-Buches ist auch für den aufmerksamen Leser nicht besonders schwierig. Huizinga ist ein Meister der Formulierung und ein Freund der präzisen Begriffe. In der ganzen geistigen Haltung scheint dieser großzügige, scharf prüfende und gerechte Holländer den besten Geistern unseres Volkes nahe verwandt.

Im Anschluß an die Besprechung von Huizingas „Im Bann der Geschichte“ mag ein kurzer Hinweis auf zwei neuere Bändchen der bekannten Gedankensammlung des Atlantis-Verlages am Platze sein. Solche Sammlungen haben die Gefahr in sich, nur Gedankensplitter zu vermitteln und oft den natürlichen Denk-Zusammenhang zu zerstören, um einen blendenden Aphorismus zu gewinnen. Die Auswahl aus Ranke's und Friedrichs Schriften ist aber gut und sehr eindringlich²⁾.

Ranke's tiefe Weisheit gibt in vielen Punkten den Gedanken Huizingas Recht. Auch er weiß, daß die Geschichte nie endgültige Lösungen finden kann („die Historie wird immer umgeschrieben“), und auch er kämpft für den Glauben, daß letzten Endes nicht der Zweck die Mittel heiligt. Die ewige Frage nach dem Fortschritt der Menschheit beantwortet er so, daß in moralischen und religiösen Dingen seit dem Erscheinen des Christentums kein Fortschritt darüber hinaus erwartet werden kann. Nur im Bereich der materiellen Interessen, in der Erkenntnis und Beherrschung der Natur ist ein Fortschritt erkennbar und weiterhin anzunehmen.

Der Philosoph auf dem preußischen Thron ist ein großer Kenner der Geschichte und ein noch größerer Menschenkenner gewesen. Aber merkwürdigerweise hält gerade dieser Skeptiker mehr von den Möglichkeiten geschichtlicher Erkenntnis, als wir Heutigen zugestehen können. Er beugt sich vor der Weltgeschichte als vor dem Weltgericht, hofft aber auch auf die Unsterblichkeit durch das Urteil dieses Tribunals.

So anregend diese Sammlungen von Gedanken großer Menschen sind, sie vermögen doch niemals in uns jene geistige Klärung herbeizuführen, wie das in breiteren Auseinandersetzungen von der Art des erstbesprochenen Buches geschehen kann. Die ersten Sätze Huizingas mögen hier als Schlüß stehen: „Im Bann der Geschichte stehen wir alle, und für alle Zeit. Das Wissen um die Vergangenheit hält unser kleines Leben umklammert und gefangen, aber zugleich ist es ihm Schutz und Rückhalt. Im Bann der Geschichte wirken und schaffen wir“.

Ernst Rind.

Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte.

Die Schweizergeschichte wird von unserem Volk und seinen Historikern mit großer Liebe und unermüdlichem Fleiß gepflegt. Ja, hie und da könnte sich der Eindruck einstellen, zu viel Aufmerksamkeit werde der Vergangenheit innerhalb unserer eigenen Grenzpfähle geschenkt, worüber die Betrachtung der großen europäischen oder gar menschheitlichen Zusammenhänge zu kurz kämen. Und doch sind immer wieder auch in der Schweiz Forscher aufgetreten, die wichtige Beiträge zur allgemeinen Geschichte lieferten. Hatten ihre Arbeiten nicht den Umfang selbständiger Publikationen, mußte dafür oft in ausländischen historischen Zeitschriften ein Unterkommen gesucht werden. Daß dies immer schwieriger und unabhängiger Forschung immer abträglicher wurde, liegt auf der Hand. Um derartigem Übelstand abzuholzen, wurde auf Anregung von Prof. Werner Näf durch die Schweizerische Geschichtsforschende Gesellschaft die hier anzuzeigende Schriftenreihe¹⁾ geschaffen. Neben der „Zeitschrift für Schweizerische Geschichte“ haben somit die „Beiträge“ die wichtige Aufgabe, allgemeingeschichtlicher Forschung die Möglichkeit zur Äußerung zu geben. Daß dieses neue Organ durch die von der Bundesfeuerspende 1941 her zur Verfügung stehenden Mittel ermöglicht wurde, möchte man gerne als Zeichen geistiger Aufgeschlossenheit auffassen. Erfreulich ist die rege Beteiligung von Seiten schweizerischer akademischer Lehrer, neben denen aber auch Junge und Jüngste zum Worte kommen. Den Inhalt des ersten Bandes betrachtet man mit

²⁾ „Gedanken von Ranke“ und „Gedanken von Friedrich dem Großen“, beide Atlantis-Verlag, Zürich/Berlin.

¹⁾ Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte. Im Auftrage der Allg. Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz herausgegeben von Werner Näf. Band 1, Sauerländer, Narau 1943.

umso größerem Interesse, als er doch gewissermaßen ein Programm darstellt, das auf die kommenden Gaben schließen läßt.

Der Basler Althistoriker, Felix Staehelin, faßt in seinem Beitrag „Völker und Völkerwanderungen im alten Orient“ die neuesten Forschungsergebnisse in einem sehr nützlichen Überblick zusammen. Die beiden frühmittelalterlichen Gesetzeswerke des alamannischen Stammes, der Pactus und die Lex Alamannorum werden vom Berner Rechtshistoriker Hans Fehr („Der Geist der alemannischen Volksrechte“) in ihren Widersprüchen aus den Zuständen der Entstehungszeit, dem Eindringen des Christentums und dem kräftigen Nachleben alten heidnischen Rechtes, erklärt. Richard Feller, der Berner Ordinarius für Schweizergeschichte, zeigt uns, wie Reisebeschreibungen ausländischer Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts sowohl für die schweizerischen Zustände wie auch für die Reisenden selbst und die Bildung der Völker und sozialen Schichten, die sie vertreten, äußerst ausschlußreich sind („Die Schweiz des 17. Jahrhunderts in den Berichten des Auslandes“). Wie die britischen Staatsmänner aus den Krisen des amerikanischen Abfalls ihre Lehren zogen und unter welchen Einflüssen sich der britische Imperialismus des 19. Jahrhunderts bildete, schildert Max Silberschmidt in seinem Beitrag „Der Übergang vom Ersten zum Zweiten Britischen Empire“. „Die Vertragslehre bei Friedrich von Gentz“ stellt Adrien Haesler nach dessen „Historischem Journal“ dar. Der Gesellschaftsvertrag war danach nicht nur theoretisches Mittel zur Überwindung der französischen Revolution, sondern auch ein Weg von der rationalistischen Staatstheorie des 18. Jahrhunderts in die autoritäre Welt Metternichs. Prof. Werner Kaegi (Basel) bietet in seinem Beitrag „Geschichtswissenschaft und Staat in der Zeit Kantos“ ein glänzendes Bild von Entwicklung und Schwierigkeiten der historischen Forschung und Darstellung im 19. Jahrhundert. In den Miszellen sind „Ein Bruchstück einer Schwabenspiegelhandschrift“ von Hermann Rennefahrt mitgeteilt (mit einer Handschriftenprobe), das widerliche Treiben eines politischen Spitzels in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts von H. G. Keller geschildert („Das literarische Comptoir in Zürich und Winterthur. Der Bericht eines preußischen Geheimagenten aus dem Jahre 1844.“), wichtige Depeschen und Briefe des britischen Außenministers Clarendon an den britischen Gesandten in Berlin, Bloomfield, von Edgar Bonjour (Basel) publiziert; aus ihnen geht deutlich die Einwirkung Englands auf Preußen zu Gunsten der Schweiz während des Neuenburger Handels 1856/57 hervor.

In der Abteilung „Forschungsberichte“ bespricht Hans Nef (Bern) unter dem Titel „Zum Staatsrecht der Polis“ die Bücher „Staat und Mensch in Hellas“ von Knauf, „Die Hegemonie“ von Triepel und die „Griechische Soziologie“ von Menzel. Einen Überblick über „Die Metternichforschung seit 1925“ (d. h. seit dem Erscheinen des glänzenden Werkes von Heinrich von Srbik über den österreichischen Staatskanzler) gibt Rieben (Bern). Und schließlich macht in der Rubrik „Hinweise“ Blaser (Luzern) mit der „Bibliographie der Schweizer Presse“ bekannt.

Diese Aufzählung des reichen Inhaltes legt sicherlich für das Bemühen Zeugnis ab, der allgemeinen Geschichte dienen zu wollen. Nähere Bekanntschaft mit den einzelnen Arbeiten, von denen einige das Prädikat „meisterlich“ verdienen, rechtfertigt reichlich die Herausgabe dieses neuen historischen Jahrbuches, dem Werner Nef ein kluges und besonnenes Vorwort mit auf den Weg gegeben hat.

D. Schwarz.

Geschichte des Thurgaus.

Wer mit der Absaffung einer Heimatgeschichte beauftragt wird, kämpft in der Regel immer mit der Schwierigkeit, daß diese Arbeit wohl nach streng wissenschaftlichen Prinzipien durchgeführt werden soll, daß sie aber dennoch für die weiteren Volkschichten allgemein verständlich und leicht lesbar sein muß. Diese Schwierigkeit hat nun Ernst Herdi in seiner „Geschichte des Thurgaus“ glänzend überwunden¹⁾. Aus dem großen Stoffreichtum greift er nicht nur einzelne entscheidende oder für den Durchschnittsleser interessante Begebenheiten heraus, sondern versucht, uns eine möglichst geschlossene Entwicklungsgeschichte von den frühesten Zeiten bis zum beginnenden 20. Jahrhundert vor Augen zu führen.

¹⁾ Herdi, Ernst: Geschichte des Thurgaus. Huber, Frauenfeld 1943.

Der erste Abschnitt, welcher „Frühzeit und Mittelalter“ behandelt, zeigt uns die Eigenart des „unerhört draufgängerischen und spannkräftigen Germanenstamms“ der Alamannen. Auch die Verstückelung des gesamten Gebietes unter die vielen Adelsgeschlechter zur Zeit des Spätmittelalters wird, trotz des großen Wirrwarrs, sauber auseinander gelegt und gibt uns gleichzeitig das nötige Verständnis für die Entwicklung unter der Herrschaft der eidgenössischen Landvögte.

Dieser Epoche ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, und mit Recht. Unendlich groß waren die Schwierigkeiten, mit denen seit 1460 die VII. Orte in diesem Untertanenland zu kämpfen hatten. Doch sind auch die Sonnen- und Schattenseiten jener Verwaltungszeit mit großer Objektivität ausgeführt. Vor allem die Kapitel „Los vom Reich, Glaubensspaltung und Bauernwürde, Obrigkeit und Volk, sowie die Kultur der Landvogtzeit“ zeugen von der reichen Kenntnis und darstellerischen Gewandtheit des Verfassers.

Der dritte Abschnitt endlich gilt dem 19. Jahrhundert, in welchem der Thurgau ein gleichberechtigtes Mitglied der Eidgenossenschaft wurde. Trefflich schildert Herdi diesen Übergang, wenn er meint, „etwelche Mühe wird es dem thurgauischen Benjamin schon verursacht haben, den ehemaligen Verdingbuben ganz abzustreifen, und fast über Nacht inmitten einer bemoosten Brüderschar den Achtung gebietenden Ton zu treffen . . . , aber er zeigte sich recht anstellig“. Tatsächlich fand sich das aufgeweckte Völklein in der neuen Gesellschaftsordnung sehr bald zurecht. Im letzten Kapitel „Wissen und Können“ sehen wir denn auch, was die Thurgauer auf politischem, kulturellem, geistigem und wirtschaftlichem Gebiet als Gleichgestellte zu leisten alsbald im Stande waren und es auch noch sind.

Ein reiches, sorgfältig ausgewähltes Bildermaterial ergänzt die Arbeit wesentlich. Jeder Schweizer- und besonders Thurgauerleser wird sich an dem frohen, ja burschikosen und etwas eigenwilligen Stil freuen. Ich möchte darum dem Buch eine große Leserschaft wünschen!

Hugo Schneider.

Aus der Welt der Literatur.

Altgriechische Literatur.

Eine kurze Literaturgeschichte zu schreiben, erfordert vielleicht weniger Mühe, als ein ausführliches Werk zu verfassen, aber sicher mehr Geschmac und den Blick für das Wesentliche. Und zuallererst gehört Mut dazu, Mut nämlich, alle nicht ganz zentralen Gestalten wegzulassen; denn die notwendige Beschränkung sollte nur die Breite, nicht jedoch die Tiefe der Darstellung mindern. Genau das Gegenteil finden wir in der kurzen Geschichte der altgriechischen Literatur vor, die Eduard von Tunk verfaßt hat¹⁾. Der Abriß ist zunächst als Schulbuch gedacht, will aber auch einer „breiteren Öffentlichkeit“ dienen. Auf 115 Seiten werden hier gegen 250 griechischschreibende Autoren behandelt, wobei die „Behandlung“ beispielweise so aussehen kann: „. . . gab es doch in der Zeit, von der wir eben reden, sogar angesehene Dichterinnen in dieser Landschaft (in Böotien), Korinna aus Tanagra und eine weniger bekannte Myrtis“ (S. 13). Diese Myrtis ist auch dem Fachmann kaum bekannt; denn wir wissen nichts über sie, als daß sie eine böotische Sage besungen hat, und es ist von ihr nicht ein einziger Vers erhalten. Wozu ihr also die Ehre einer Erwähnung erweisen? Und wozu des Lesers Gedächtnis mit Namen wie Demetrios, Eupolemos, Artapanos belasten, von denen dann weiter nichts berichtet wird, als daß sie hellenistisch-jüdische Historiker gewesen seien (S. 91)? Und da behauptet der Waschzettel des Verlegers noch, „der Verfasser vermeide bewußt jede trockene Aufzählung von Namen und Buchtiteln“.

Von einer knappen Darstellung erwarten wir heute in erster Linie, daß sie eine Geistesgeschichte sei, nicht ein Autorenregister. Aber statt daß uns z. B. die Grundgedanken der vier großen philosophischen Lehren der Antike vorgeführt würden, werden wir mit nichtsagenden Charakterisierungen abgespeist: „Chrysippus aus Kilikien, ein Bielschreiber mit schlechtem Stil, aber der bedeutendste Organisator und Propagandist der Schule“ (S. 77). Weil wir gerade vom schlechten Stil hören:

¹⁾ Eduard von Tunk: Kurze Geschichte der altgriechischen Literatur. Benziger, Einsiedeln/Köln.

wie soll man eine Literaturgeschichte empfehlen, in der einem der folgende Satz zugemutet wird: „Wenigstens ist eine größere Zahl von ihnen (der Schriften des Aristoteles) nur das ‚Manuskript seiner Vorlesungen‘ oder sogar das ‚Kolleghest seiner Hörer‘, nie völlig ausge-, sondern oft überarbeitet“ (S. 64).

Aber kehren wir zum Inhalt zurück: Daß die griechischschreibenden Christen in die Darstellung einbezogen wurden, ist ein Vorteil des Werkes. Schade ist nur, daß von Tunk den heidnischen Schriftstellern öfters nach ihrer größern oder geringern Nähe zum Christentum Lob oder Tadel erteilt, statt zu versuchen, sie aus ihren geistigen Voraussetzungen heraus zu begreifen. So wird den Stoikern nachgerechnet, daß sie die Demut nicht kennen (S. 77); Anaxagoras aber wird gerühmt, weil er einen von der Materie getrennten Geist angenommen habe, der freilich noch unpersönlich gewesen sei (S. 55). Eine Behauptung aber, wie sie S. 78 steht, daß in der griechischen Philosophie der klassischen und hellenistischen Zeit das religiöse Problem noch nicht in Angriff genommen oder höchstens berührt worden sei, entspringt einer engen Auffassung des Wortes Religion, wie sie sonst auch katholische Gelehrte nicht mehr teilen. Wenn die Beurteilung vom christlichen (lies: katholischen) Standpunkt aus, die uns der Verfasser im Vorwort verspricht, sich in solchen Plattheiten niederschlägt, so ist es besser, wir empfehlen dem Leser zwei andere Bücher, eines zum Nachschlagen, nämlich den Literaturführer Eduard Stempingers (bei Ernst Heimeran, München 1934), der eine Unzahl griechischer und lateinischer Autoren samt ihren Werken in alphabetischer Reihenfolge aufführt, das andere zur fortlaufenden Lektüre, die Geschichte der griechischen Literatur von Walther Kranz (Sammlung Dieterich, Leipzig 1939), die den Vortzug hat, aus erster Hand gearbeitet zu sein, und dem Leser nicht bloß Namen an den Kopf zu werfen, sondern ihn an die Werke selbst heranzuführen.

Hans-Rudolf Schwizer.

Ein Trostbrevier.

Im Gewinde der großen und kleinen, der schwerwiegenden und der lieblichen literarischen Blumen und Früchte, die uns jeder Herbst beschert, ist eine der kostbarsten Früchte das Werk Hermann Hiltbrunners: *Trost der Natur*¹⁾. Wie nahe liegt uns allen das Wort „Trost“ in dieser dunklen Zeit; und den Trost in der Natur, ja, den ersehnen wir und den kennen wir. Gibt es doch in unserm Lande kein so ausgedehntes Stadtgebilde, daß wir die Natur nicht zu irgend einer Zeit leicht erreichen könnten. Wir könnten sie erreichen, aber wie oft bleiben wir zwischen unsren Mauern, gefangen von unserer Trägheit und tausend kleinen, nützigen Beschäftigungen, die wir für unendlich wichtig halten, und doch ist Trost und Freude und neues Hoffen so nahe vor der Türe. Ein Dichter sagt's uns, er weist auf Schnee, auf sprossendes Grün, auf Wolken und Sterne, auf See und Schilf, auf Vögel und Getier und in die blaue Ferne; wir müssen ihm nur folgen, und sein Trost hat uns angerührt.

Und wie sagt er es uns. In Worten, die unvergeßlich sind, weil sie aus einem sehenden und fühlenden, aus erschüttertem Herzen aufsteigen. Hochsommernacht: niemandem ist sie unerreichbar, selbst der Kranke von seinem Bett aus darf einen Ausschnitt dieses Wunders erleben, aber er, der Kranke, und wir, die Gefunden, die nichts hindert, nachts über Land zu wandern, lassen wir uns zuerst die Augen durch den Dichter öffnen, der in der Sternenschrift liest wie in einem offenen Buch. Oder wem wäre der Trost der Natur, der im „Reimen“, im „Antlitz der Blume“, im „Futterbrett“, im „Täglichen Brote“ liegt, so fern, daß er seiner nicht teilhaftig werden könnte? Denen unter uns aber, die vor Gefühl und Poesie — so klar und unsentimental sie uns in Hiltbrunners Worten entgegentreten — zurück scheuen, seien die Skizzen: Acker rauchen, Kartoffeln stecken, Stolz des Selbstversorgers, Eigengewächs und manches anderes, das unsren Alltag in der Natur berührt, empfohlen; auch in der Prosa der Natur liegt Trost, ja, in der Arbeit, die uns über die Erde gebeugt findet, liegt tausendsacher Trost!

Das Werk des Dichters Hiltbrunner ist ein wahres Trostbrevier, und wo in diesem Brevier die gemalten Anfangslettern fehlen, stellt sich eine den Worten harmonisch angepaßte Zeichnung Fritz Dertingers ein. Gleich das erste Bild: mächtige

¹⁾ Bühl-Verlag, Herrliberg.

kalte Bäume und ein Haus und ein Weg im Schnee... Sylvester... ein Kapitel zur Besinnung, ein schmerzliches Kapitel: „Dicht fällt der Schnee, das Haus versinkt im unbestimmt-lichtlosen Licht“. Aber wie tröstlich klingt es dann in „Österliche Erde“: „Umbruch nennen wir unsere akergewordenen Wiesen. Umbruch nennen die Völker ihre Passionszeit. Umbruch muß sein nach des Himmels Regeln, Umbruch muß sein, damit die Erde wieder österlich werde — nach des Höchsten Wille“.

Mary Lavater-Solman.

Das andere Leben.

Aus der Feder von Oscar Wälterlin, des erfolgreichen Theaterdirektors, ist ein ganz unkonventionelles Werk erschienen: „Das andere Leben“¹⁾; das bedeutet ein freudiges Ereignis auf dem Büchermarkt, der unter einer Überfülle von Neuerscheinungen nur allzuviel Althergebrachtes bringt.

„Das andere Leben“ ist das Werk eines Mannes, der die Daseinshandlungen in Akten und Szenen zu sehen gewohnt ist. Es gibt in dem Buch deutlich abgegrenzte Aufzüge, fünf an der Zahl, mit dem klassischen Höhepunkt im dritten. Unterteilt sind diese Aufzüge von örtlich begrenzten Austritten. Die Handlung läuft nicht wie in den üblichen Romanen durch eine Kette von hunderten ineinandergreifender Szenen, oder Beschreibungen, die an keinen besonderen Ort gebunden sind. Bei Wälterlin gibt es jeweils einen äußeren feststehenden Rahmen, und dieser ist derart prägnant geschildert und von so klaren, bildhaften Bemerkungen beleuchtet, daß man tatsächlich den Eindruck eines straff gespielten, spannenden Theaterstückes gewinnt.

Das Werk hat darum aber nichts von einem Schauspieltext mit Regiebemerkungen, nein, bei der Feinheit und der Schönheit der erzählenden Sprache und unter der besonderen Kunstmischung Wälterlins ist etwas ganz Neuartiges und außerordentlich Ansprechendes entstanden.

Da agieren vor allem die drei Hauptpersonen: der Lehrer und Professor, Benedikt Saluz, eine äußerlich beherrschte, verschlossene Persönlichkeit, im Innern unablässig seiner Jugendgefährtin und Jugendliebe, Eugenie, dem Mädchen in dem Graubündner Dorfe, nachtrauernd. Hinter ihr steht, als Nebenfigur, ihr Gatte, der Pfarrer des Dorfes und früherer Studiengenosse des Professors. Benedikt Saluz' Gegenspieler aber ist der ihm befreundete jüngere Mann: Manuel Fischer. Über die geheimen, aber starken Ströme, die zwischen diesen vier Menschen hinundher gehen, sei nichts verraten, es sei nur gesagt, daß dieses zu tiefst dramatische Geschehen ein Kranz von leichter beschwingten Figuren umgibt, und daß überdies die wichtige Umgebung der Stadt Basel und der Zauber des Bündner Landes mit altem Herkommen und alten Sitten, das Geschehen plastisch umrankt. Es gibt prachtvolle Beschreibungen, unvergleichliche Bilder in diesem hochkultivierten Werk. Und wie stark und wahrhaft genial begleiten und unterstreichen die Zeichnungen Eugen Frühs den Text. In der Darstellung Eugenies spiegelt sich in ihrem Gesichtsausdruck, in ihrer Haltung das innere Geschehen ihres Lebens, und die Köpfe der Männer reden auch ihre deutliche Sprache. Welch schöner Zusammenhang von Wort und Bild, ein exquisites Geschenk für anspruchsvolle Bücherfreunde und für die Freunde bester Schweizer Art.

Mary Lavater-Solman.

Im Vergangenen das Unvergängliche.

In einer Zeit, in der sich die Länder streng gegeneinander abschließen, tut es wohl, wieder einmal in die Tage zurückversetzt zu werden, in denen man gegen Vorweis des schlichten Paßbüchleins mit dem Schweizerkreuz die Heimat für ein paar Ferien- oder Studienwochen verließ. Es ist bedeutsam, daß die Verfasserin gerade in unserer Zeit, in der jedes Volk mehr oder weniger eine Sonderexistenz führt, ihre Erinnerungen hervorholt und von all dem berichtet, was sie in Heimat und Fremde schauen und erleben durfte²⁾.

Aus vielen Abschnitten redet ein Mensch zu uns, der durch seine ganze Arbeit

¹⁾ Bühl-Verlag, Herrliberg.

²⁾ Marta Weber: Im Vergangenen das Unvergängliche. Albert Müller, Zürich.

in der Welt der Dichter verankert ist. Sie geht auf den Spuren der Großen und Größten der Literatur und versteht durch eigenes Schauen vieles von dem, was sie uns gegeben haben, neu und tiefer. Aber auch dichterische Kraft strömt uns aus den Blättern entgegen: In der Atmosphäre dieses von Marta Weber geschilderten Cleversulzbach ist Mörike zu Hause. „Urschwäbisch“ nennt Jacob Burckhardt die Welt um Mörike, und als urschwäbisch empfinden wir die liebliche Landschaft, wie sie uns von der Verfasserin geschildert wird.

Ob von den ernsten, grauen Inseln des Nordens oder von den hellen, frohen Gestaden des Südens berichtet wird, überall sehen wir satte Farben und klare, scharfe Umrisse.

Wie aus einer fernen Welt scheinen uns diese Erlebnisse des Schönen und dieses unbeschwerthe Genießen zu stammen. Aber wir lassen uns gerne von der Tageszeitung und von unserm Eingespanntsein in eine harte Realität für ein paar Stunden weglocken, um nach Kellers Beispiel von dem goldenen Überfluß der Welt zu trinken.

M. Greiner.

Mundartbücher.

Man muß immer wieder zu den Büchern von Rudolf von Tavel greifen, daß man erfahre, was es mit der Kunst der mundartlichen Erzählung auf sich hat, etwa zum berndeutschen Roman „*Das verlorne Lied*“, durch dessen Neudruck die prächtige Volksausgabe der Werke Tavels, *Fränkische*, Bern, jüngst ergänzt worden ist. Nirgendswo kann man so gut wie in einem dieser Bücher feststellen, was für besondere Mittel die Mundart dem Dichter reicht, sein Bild des Lebens zu vertiefen. Die Mundart ermöglicht eine Intimität und Unmittelbarkeit der Darstellung, die wundersam zum Herzen redet — darum ist sie auch ein gefährliches Mittel und gelangt nur bei einem Dichter von der Lauterkeit Rudolf von Tavels zur reinen Wirkung. Wie deutlich und zugleich wie zart sind die Bilder, die hier aus alter, nobler Zeit beschworen werden, wie reich und ergreifend nuanciert sind ihre Stimmungen, wie fein mischt sich die Wehmuth in die Daseinsfreude und gibt der Lebenslust den dunkeln Grund! Es ist nicht die „Bodennähe“, die diese Wirkung zeittigt, es ist die Intimität des Lebensgefühls, die uns in ihren Bann zieht. — Der Drang, etwas zu geben, dem sich die Schriftsprache zu versagen schien, mag Gotthelf dazu geführt haben, immer wieder in die Gefilde der Mundart auszubrechen. Ähnlich ist es Lisa Wenger ergangen, als sie daran ging, in einem reizenden Bande, „*Das Lisa*“, Morgarten-Verlag, Zürich, aus ihren Kindheitserinnerungen zu erzählen. Es hätte wohl ein Buch in schriftdeutscher Sprache werden sollen, aber es hat sich „immer mehr Bärndütsch eingeschmuggelt“, das einem das Buch wirklich „heimelig macht und dasteht wie ein warmer Ofen“. Die Mundart beschränkt sich hier auf die allerdings sehr zahlreichen direkten Reden — aber es dürfte kein anderes Buch der liebenswerten Schriftstellerin geben, das so unmittelbar von der Wärme ihres mütterlichen Herzens Kunde gäbe wie diese köstliche Sammlung von Erzählungen aus dem Kinderleben, und an dieser Wirkung ist die Mundart nicht unbeteiligt.

Rudolf von Tavel und Lisa Wenger vertreten die städtische Kultur; auf dem Lande, möchte man sagen, spielt dann schon eher die Bodennähe der mundartlichen Darstellung eine Rolle. Allein, wenn hier auch allerlei Volkskundliches, das dem städtischen Leser zunächst auffallen mag, mitläuft und Interesse erweckt: der erzählerische Wert solcher Darstellungen liegt in der Art, wie uns der Autor Welt und Menschen nahe bringt. Man sieht es bei Simon Gfeller, in seinem letzten Buche, „*Landbärner*“, Mundartgeschichten u. Müschterli“, *Fränkische*, Bern, wenn auch in diesem Bande nicht alle Erzählungen völlig ausgereift sind. Wo der äußere Fortgang der Handlung die Erzählung zu beherrschen beginnt (wie streckenweise in der ersten Erzählung), scheint das innere Licht zu erlöschen; es leuchtet auf — und wie beglückend! — wo sich Haltepunkte einstellen und der Dichter Muße hat, Menschen und Welt in unscheinbaren Zügen deutlich werden zu lassen. Gerade an solchen Stellen aber dankt man ihm seine Meisterschaft in der Handhabung der Mundart. Sie vermag Lichter von einer Innigkeit zu setzen, wie es der Schriftsprache nicht möglich wäre. — In dieser Kunst hat Simon Gfeller einen beachtenswerten Nachfahren in Hermann Hutmacher erhalten. Zwar liebt er in seinen Erzählungen kräftige, handfeste Motive, doch weiß er seine Darstellung in sehr sorgfältig gestaltender Sprache auszubauen und immer wieder in kleinen, intimen Einzelheiten

die Größe des Lebens offenbar werden zu lassen. So ist seine Erzählung „**Hubel-franz, e Gschicht us em Läbe**“, **Frande**, Bern, mit ihrer Schilderung eines bernischen Bauern, der in seinem Eigensinn Haus und Hof und Existenz in Gefahr bringt, bis endlich die Stunde der Umkehr schlägt, eine Leistung, die durch die innere Anteilnahme, die sie dem Leser abnötigt, ihre Qualität verrät. Weniger ausschließlich auf ernste Töne gestimmt ist seine Erzählung „**Dür ds Hagelwätter, Bären-Ottis Erläbnis uf der Frouesuechi**“, **Frande**, Bern, wenn auch bei ihr der ernste Unterton unverkennbar ist. Es handelt sich im Motiv um eine Variante zu Gotthelfs „Wie Joggeli eine Frau sucht“, doch ist der groteske Zug, der in Gotthelfs kostlicher Geschichte spukt, vermieden, und das glückliche Ende wirkt nicht minder befriedigend nach der Ernsthaftigkeit der lebensnahen Schilderung all der Enttäuschungen, die der nicht mehr ganz junge Bärenwirt auf seiner Umschau nach einer zweiten Frau erfahren muß. — **Werner Bula** erzählt in seinem Buche „**Tue, wi-n-i fött**“, **Frande**, Bern, „us em Läbe vom Chänzeli-Peetsch“, d. h. des Bauern Peter, der auf dem aussichtsreichen Chänzeli zuhause ist und durch Lebensklugheit und gesunde Selbstkritik aus dem Mittelmaß hervorragt. Leider ist es nicht auf eine breite zusammenhängende Darstellung abgesehen, sondern löst sich die Darstellung in anekdotenhafte Erzählungen auf, die nicht alle gleich gehaltvoll sind. Was Werner Bula wirklich kann, zeigt er im letzten Kapitel des Buches, wo er auf ein paar unvergleichlich gestalteten Seiten von der letzten Bewährung Chänzeli-Peetsches erzählt: darin lebt etwas von edler Einfalt und stiller Größe. — „**Fünf bärndütschi Gschichte**“ legt **Hermann Roth** unter dem Titel „**Mönchs wi mir**“, **Frande**, Bern, vor. Sie zeichnen sich durch eine liebevolle psychologische Durchdringung und eine ausgeprägte Lust an novellistischer Gestaltung aus und verdienen die besondere Beachtung des Literaturfreundes. Vielleicht wird sich einmal die Frage stellen, was für gestaltende Mittel der Mundart angemessen seien — vor dieser Frage müßte man Bücher wie das vorliegende zu Rate ziehen. Man kann sich des Eindrucks nicht entzüglich, daß hier in gewissem Sinne darstellerisch experimentiert werde, durchaus ernsthaft und von einem, der gestalten kann, und das Bedenken stellt sich ein, es möchte vielleicht die Grenze, die der mundartlichen Gestaltung gezogen ist, um Fühesbreite überschritten sein.

Neben den Bernern haben es die Vertreter anderer Kantone nicht so leicht, auf dem Gebiete der Mundarterzählung aufzukommen, und es kann kein Zufall sein, daß die Verbreitung der Mundarterzählung vom Westen zum Osten des schweizerdeutschen Sprachgebietes so auffallend abnimmt. Auf den Spuren von **Josef Roos** haben sich zwei Luzerner Autoren der Mundarterzählung angenommen. **Agnes Segesser** erzählt „**Heimet-Gschichte i Luzärner Sprooch**“, Verlag **Bund Schwyzertütsch, Gruppe Luzärn**. Es sind Erzählungen zur Heimatgeschichte und zur Pflege des Heimatgefühles, frisch und warmherzig, aber nicht durchaus aus dem Geiste der Mundart geschrieben. „Mit syner muetige Ettschlosseheit“ (S. 43) und ähnliche Wendungen stammen aus der Schriftsprache, und wenn wir schon so reden sollten, so dürfte uns die gedruckte Mundarterzählung darin nicht bestärken. — Eine Sammlung von Mundarterzählungen veröffentlicht **Seppi a de Biggere** (Joseph Zihlmann) in einem Bande „**D' Goldsuecher am Napf** und anderi Gschichte“, **Räber**, Luzern. Diese Geschichten sind durch die Unmittelbarkeit, mit der sie Land und Leute im oberen Teil des Amtes Willisau schildern, volkskundlich interessant, ohne in der Gestaltung viel Eigenprägung zu verraten. — Einer, der die sehr schwierige Kunst meistert, Volkskundliches in dichterischer Gestaltung aufzulöben zu lassen und so dem Volke seine ureigensten Kulturgüter und ihren Wert vor Augen zu halten, ist **Traugott Meyer**. Er ist in seiner Baselbieter Heimat tief verwurzelt, und wenn er in seinem Buche „**'s Bottebrächts Miggel verzellt**“, **Sauerländer**, Aarau, zu erzählen anhebt, horcht man auf: das ist alles von tieffester Heimatliebe erfüllt und von einem warm teilnehmenden Herzen gestaltet, so daß das Kleinsten groß und bedeutungsvoll wird, weil es Zeugnis des Lebens ist, von dem wir uns alle getragen wissen.

Die vor zwei Jahren verstorbene Aargauer Dichterin **Sophie Häggerli-Marti** hat kurz vor ihrem Tode ein letztes Gedichtbändchen herausgegeben. Es trägt den Titel „**Rägeboge**“, **Sauerländer**, Aarau, und die Dichterin, die mehr und mehr den Blick von der Erde zu den Gewalten über der Erde erhoben hat, deutet jenen Regenbogen als „**Himelschrift, dur d Wälte zoge**“. Sie, die früher zu Seiten

gehadert hatte: „Herrgott, und du luegst zue!“ fügt sich hier, vom Leid geläutert, der ewigen Macht. Solche Wandlungen in Mundartgedichten zum Ausdruck zu bringen, vermochte niemand, bevor Sophie Haemmerli-Marti der Mundart das Bekenntnisgedicht abgerungen hatte. So wird der Freund der Mundartlyrik dieses Bändchen mit besonderer Ehrfurcht zur Hand nehmen: als Zeugnis eines edeln, leidenschaftlich suchenden Menschen und zugleich als Marchstein in der Geschichte unserer Mundartdichtung. Er wird auch wahrnehmen, wie Sophie Haemmerli-Marti mehr und mehr dazu gekommen ist, auch religiöse Regungen und Vorstellungen in ihren Mundartgedichten festzuhalten: auch hiefür erwies sich ihr die Mundart als gefügiges Instrument. Zeugnis dafür sind die von Friedrich Häusler-Haemmerli aus ihrem Nachlaß herausgegebenen „**Passionsprüche**“, **Sauerländer**, Aarau. Sie müssen behutsam gelesen werden, da ihnen die letzten Feilenstriche der Dichterin fehlen. Aber sie lassen ahnen, was sie sein wollen: aus der Intimität der inneren Anschauung der Passionsgeschichte ein Bekenntnis zur Größe des Göttlichen.

Carl Günther.

Aus dem Tessiner Kunst- und Kulturfreis.

Bianconis Sammelband „*Croci e rascane*“ enthält eine für die heutige Ergründung, Deutung, Verklärung des Tessins bezeichnende Reihe reger Studien, Impressionen, Fantasien¹⁾. Er wahrt Abstand nicht nur vom oleographischen, sondern auch von jeglichem vereinfachten, verlieblichten, unechten Literaturteissin.

Die Titelsymbole — durch Pieros Bruder Giovanni, den Graphiker und Dialektdichter, auf die Rückseite des Umschlages geprägt —, laut Vorwort erinnern sie, typisch tessinisch, an die zwiefache Grundhaltung jeder Menschengemeinschaft: Glaube, frommer Traum und werktägliches Sich-Mühen. „*Croci*“: die herrlich geschmiedeten eisernen Kreuze auf abgelegenen Kirchhöfen; „*rascane*“: die, zum Trocknen von Heu und Korn dienenden hölzernen Stiegen oder „*Harfen*“ auf den Matten des oberen Tessins. Nicht umsonst befolgt die Formel „*Croci e rascane*“ auch rhythmisch das alte *Ora et labora*. Überdies, auf der Titelseite, ein drittes Schwarzweiß-Symbol, einer jener gemütlichen „*grotti*“, wo man dem Gast, zum währschaften Roggenbrot, aus Felsengrästen den herben Landwein auftischt.

Piero Bianconi beschränkt sich einstweilen auf die Täler des Sopraceneri: Maggia-, Verzasca-, Livinen- und Bleniotal. Sie genügen ihm, um drei tessinische Haupterscheinungen, Hauptmerkmale ins Licht zu rücken: das intensive Neinander-spielen von Kunst und Natur, welches der Landschaft ein so menschlich edles Antlitz verleiht (hierauf und hiezu finden sich schon bei Chiesa häufige Hinweise und Beweise), die äußere Mannigfaltigkeit des Tessins und, ihr gemäß, die innere Vielfalt, gar nicht Einfalt seiner Bewohner (ebenfalls schon von Chiesa, wie von Zoppi und Calgari beachtet, doch weniger eindringlich hervorgehoben), die barocke Haupt-Komponente der Tessiner Lebens- und Kunstgestaltung (neue These, eifervoll, zum Teil mutwillig vorgebracht und veranschaulicht).

In Bianconis Heimatwerk erfährt einen die Eigenart gewisser Entdeckungen, Betrachtungen, Behauptungen, die unzweideutige Stellungnahme zum Tessiner Sein oder Nichtsein, die wehrhafte Wehmutter über Verbogenem, Verschandeltem, Verlorenem; umso eher entschuldigt man ein paar fauzige Superioritätstonchen, ein paar Sticheleien, bei sonst weltoffener geschmeidiger Geistigkeit, gegen andersgeartete, andersgesetzte Seelen und Siedlungen. Aussöhnlich wirkt immer wieder Bianconis klarer Humor, die Frische und Eleganz seiner Sprache, sein alles durchdringender schauer Lyrismus. Kurz, ein Buch, „*Croci e rascane*“, das reichen Genuss bietet, sowie Anlaß zu heilsamem Denken und Umdenken, das dann und wann auch etwas Widerspruch hervorruft, vielleicht hervorrufen will. Ohne Verzug sollte ein so lebendiges italienisch-schweizerisches Kunst- und Kulturdocument mit poetischer Treue ins Deutsche und Französische übertragen werden.

E. N. Baragiola.

¹⁾ Piero Bianconi, *Croci e rascane*. Verlag Mazzuconi, Lugano 1943.

Ein erschütterndes Dokument des Krieges.

Sagt es „ihnen“! Ihnen, die nicht mit dabei waren, die verständnis- und tatenlos zuschauten und an ein Wunder glaubten, das nicht kam, die nach dem Sturm zurückfielen in ihre Stumpfheit und vergaßen, denen als schrecklichstes Kriegsübel das Tanzverbot erscheint, die beim Anblick eines Kriegskrüppels bestensfalls an einen Straßenbahnhunfall denken. Sagt ihnen, daß wir getreu dem Befehl bis zum bitteren Ende ausgeharrt haben. Sagt ihnen unsere Leiden, unsere Hoffnung und Verzweiflung. Laßt sie einen Augenblick den Geruch des Krieges, der Lazarette, den Geruch von Fäulnis und Pulver, von Äther und eiternden Wunden riechen, einen Augenblick das verzerrte Antlitz der Toten schauen, einen Augenblick die Qualen der Operationen mitleiden, damit sie verstehen. Dies ist der Sinn des Buches *Dites-le „leur“*, das zu einer entsetzlichen Anklage gegen den Krieg wird, das umso erschütternder wirkt, als es aus einer durch und durch soldatischen Haltung heraus geschrieben ist¹⁾. Jede Gefühlsduselei vermeidend, wirbt Agapit nicht um unser Mitleid: er stellt bloß fest, was war. Diese Objektivität, das Fehlen jeglichen Hasses gegenüber dem Gegner, diese schlichte und unverblümte Darstellung der Summe menschlichen Leidens ergreifen uns bis ins Innerste. Ein Denkmal für die Gefallenen, für die, welche gelitten haben und leiden, für die, welche „ihm“ mitgemacht haben; ein Mahnmal für die Anderen!

Im Feldzug des Frühjahrs 1940 zerschmetterte ein Granatsplitter Agapit einen Fuß. Er schleppte sich bis zu den deutschen Linien, wo er die erste Hilfe erhielt. Von den Deutschen wurde er mit anderen Verwundeten zunächst in das Lazarett von Sedan und nachher in dasjenige von Arlon gebracht. Dann kam der Transport im Güterwagen nach Tressa, in ein freundliches Spitalzimmer. Hier erleben wir, wie sich zwischen den französischen Schwer verwundeten eine tiefe, durch gemeinsames Leid geschmiedete Freundschaft bildet. Die bösartige Infektion des verwundeten Fusses macht seine Amputation nötig. Wundfieber, Hämorragien, Bluttransfusionen folgen sich, bis langsam die Heilung eintritt. Mit einem Kriegsinvalidenzug gelangt Agapit nach einem Jahr wieder in die Heimat. Dies ist in kurzen Worten das Geschehen. Was liegt aber hinter diesen Worten an seelischer und körperlicher Qual, an Verzweiflung, Hoffnung, Zukunftsplänen und Liebe. Wieviele Menschen: Verwundete, Krankenpfleger, Schwestern, Ärzte verbergen sich hinter ihnen. — Da sind einmal die Kameraden aus dem Spitalzimmer von Tressa, die verzagten und die hoffnungsfreudigen und die gleichgültigen, die älteren und die ganz jungen, alle mit gräßlichen Wunden, ohne einen Arm, ohne ein Bein, mit entstelltem Gesicht, alle gezeichnet durch den Krieg, alle belauert durch den Tod. Über allen schwebt der Geruch von Eiter, geronnenem Blut, Äther und Antiseptikum. Alle leiden um das besiegte Vaterland, um ihre verschollenen Angehörigen, alle warten sehnsüchtig auf eine Nachricht von zu Hause, alle schauen immer und immer wieder die Photographien ihrer Lieben an, erzählen von ihrem Heim, ihrem Beruf, sprechen hier und da von der Zukunft Frankreichs, aber nie . . . vom Krieg. Ja, von der Zukunft Frankreichs sprechen sie, von einem neu erbauten Vaterland, ohne Parteien, ohne fremde Einflüsse, erbaut von französischen Menschen, die sich selbst wieder gefunden haben, erbaut in Frieden, Gerechtigkeit und Liebe. Man wird sie anhören, man muß sie anhören, wenn sie wieder daheim sind: „nous qui avons donné quelque chose de nous-mêmes pour le pays, on nous écouterai peut-être . . . on nous écouterai sûrement“. — Da sind die Pfleger, die helfenden Hände, die belgische Krankenschwester, ein junges Ding, das zum ersten Mal in seinem Leben menschliches Leiden kennen lernt. Da ist der deutsche Chirurg in Tressa, der die Verwundeten operiert, der ihnen eines Tages den Waffenstillstand mitteilt, ohne Triumph, ernst, versteckend. Da ist der polnische Hilfsarzt mit der sanften melodischen Stimme, der optimistische Docteur Bonval, der ein aufmunterndes Wort für jeden hat. Da ist der deutsche Chef-Arzt, der selbst einen Sohn in diesem Krieg verlor, da ist der gute alte Herr Hauffmann, der seine Kranken wie Kinder liebt, der sie beim Verbinden in den Armen hält und mit Tränen in den Augen sammelt: „Enfant . . . pauvre enfant . . . trop souffrir“. Da ist vor allem Roland, selbst französischer Kriegsverwundeter, der die Hoffnung in den zerschlagenen Men-

¹⁾ Jean-Jacques Agapit: *Dites-le „leur“*. Editions de la Librairie de l'Université Fribourg 1943.

schén immer wieder entfacht. Alles Helfer, getrennt durch die Sprache, vereint durch ihr Werk. Aber sie möchten sich ja verstehen, Verwundete und Pfleger: „nous avons tous le désir de nous comprendre“, und sie beginnen, die Sprache des Gegners von gestern zu lernen.

Die Sprache dieses Buches ist ungemein bildhaft, sie packt den Leser und lässt ihn nicht mehr los. Die Dinge werden beim Namen genannt, nichts bleibt einem erspart: die verpestete Luft, das Gebrüll der Operierten, die „mit Granatsplittern gespickten Beine“, die Verbände, die „grün vom Eiter“ sind am Ende des Beinstumpfes, „tout en haut d'un grand vide“. Die roten Fieberkurven, bald wie Kirchtürme, bald wie Fabrikdächer, und über ihnen im weißen Himmel des Papiers gleich Sternen die blauen Kreuze, die den Verbandstag angeben. Die Verwundeten, die ihren Verband beobachten, den dunklen Fleck, der immer größer wird. Der Schrei des Menschen, der nicht sterben will: „je veux vivre comme les autres qui ne se sont pas fait casser la gueule“.

Über all diesem Elend leuchtet der Geist der Versöhnung, nicht nur in der Haltung der Menschen, sondern tatsächlich in jenem Bild, das über den Betten hängt und Christus umgeben von Männern und Frauen darstellt und einen Hirten, der vor einem Tisch kniet, in jenem Bild, „das sie nie ganz verstanden haben“ und von dessen Inschrift sie nur die Worte „manger avec eux“ übersetzen konnten. Es ist der Geist der Kommunion der Völker, es ist die Gebärde des deutschen Soldaten, als er mit den französischen Verwundeten das Brot brach mit den Worten: „tous . . . camarades“. In dieser Welt des Hasses ist dieses Buch ein erster Schritt zum Frieden. Vielleicht bleibt er unbeachtet, aber es ist immerhin ein Schritt. Und dieses Buch mußte geschrieben werden von einem, der dabei war, der die drei Farben der Wunden gesehen, die drei Gerüche des Spitals gerochen, die drei Schreie des Menschen: Leiden, Hoffnung und Tod gehört hat. Ein anderer, auch ein Arzt, der sich über diese verstümmelten Körper geneigt hat, könnte in zwanzig Jahren vergessen haben, daß Menschen gelitten, er könnte vergessen, daß die Söhne der Väter, die er verstanden zu haben glaubte, nun gleich oder noch mehr leiden werden als jene, und vielleicht: „il risquerait de devenir le monsieur chamarré qui incite les autres à bien mourir“.

Carl Theodor Gossen.

Aus der Arbeit der protestantischen Theologie II.¹⁾

Kuno Fiedler schreibt als Heft 9/10 der Sammlung „Religiöse Gegenwartsfragen“, Verlag Haupt, Bern 1943, eine Arbeit über das Thema **Bekennen und Be-nis**. Fiedler setzt sich darin mit den Bestrebungen auseinander, ein neues Bekenntnis zu schaffen oder das alte Apostolicum auch in der Schweiz wieder zu kirchlicher Geltung zu bringen. Die Kirche hat zwar immer gewußt, daß das geschriebene und angenommene Bekenntnis allein noch keine Christen macht, und man läßt sich das von Fiedler gerne wieder einmal in Erinnerung rufen. Aber die Kirche hat es auch immer als eine unbedingte Notwendigkeit angesehen, als Richtlinie ihrer Verkündigung ein Bekenntnis aufzustellen und so den biblischen Glauben gegen Entleerung und Vermischung mit fremder Weltanschauung zu schützen. Wo das Bekenntnis fiel, wie bei uns im vergangenen Jahrhundert, ist die Kirche weitgehend zu einem Institut geworden, in dem jede Meinung von der Orthodoxie bis zum platten Deismus zu ihrem Recht kam. Fiedler übergeht diese Zusammenhänge mit Stillschweigen und preist die Bekenntnislosigkeit der Schweizerkirchen als Idealzustand. Ganz unnötigerweise wird dem geschriebenen Bekenntnis das Bekennen durch die sittliche Tat entgegengesetzt und damit jener unheilvolle Graben zwischen Lehre und Leben aufs Neue aufgerissen, der schon so viel Unheil gestiftet hat. Als Kronzeuge für Fiedlers These von der Schädlichkeit oder mindestens Nutzlosigkeit eines Bekenntnisses muß Jesus dienen, während diejenigen Stellen des Neuen Testaments, die deutliche Ansätze zu einem formulierten Bekenntnis zeigen, unerwähnt bleiben. Es ist anzunehmen, daß Fiedler bei einem unvoreingenommenen Durcharbeiten des ganzen Problems zu einem wesentlich anderen Resultat gelangt wäre. — Ebenfalls bei Haupt, Bern 1943 ist erschienen: Joachim Wolff: **Vernunft**

¹⁾ Bergl. Besprechung Oktoberheft, S. 406—409.

und Glaube. Das Werk hinterläßt beim Leser einen zwiespältigen Eindruck. Es zeugt zwar von gründlicher Belesenheit des Verfassers in den philosophischen Werken von Bacon über Kant bis Vaihinger, Spengler und Einstein. Doch wird die eigentliche Absicht, um derentwillen der Autor zur Feder gegriffen hat, nicht recht deutlich. Wer auf Grund des Titels eine Klärung des uralten Problems des Verhältnisses von Vernunft und Glaube erwartet, sieht sich getäuscht. Die Ausführungen des Autors laufen in einer ganz anderen Richtung. Mit allen Mitteln einer kritischen Philosophie rückt er dem Nationalismus und dem von ihm geschaffenen naturwissenschaftlichen Weltbild auf den Leib und entlarvt ihn als einen Mythos, der ebenso wenig Anspruch auf eine immerwährende Gestaltung erheben kann wie z. B. die Weltanschauungen der Jüder oder der Griechen. Wenn wir aber dann ermahnt werden, uns des christlichen Glaubens (sein Inhalt bleibt leider im Zwielicht!) nicht zu schämen, so hat man Mühe, dem Sprung aus dem vollständigen Nationalismus in die christliche Heils gewißheit zu folgen, zumal auch der christliche Glaube nach der Meinung des Verfassers ein Mythos neben andern ist, der für unsere Zeit einfach den Vorsprung hat, daß wir ihm jetzt noch nicht entrinnen können. Trotz dieser Bedenken, die wir hier angeführt haben, zeugt das Werk im Einzelnen von tiefen Einblicken in die Hintergründe der Welt und vermag dem Leser manch wertvollen Hinweis für die Beurteilung der Auseinandersetzungen im abendländischen Geistesleben zu geben.

Mit dieser Schrift von Wolff stehen wir bereits an der Grenze zwischen wissenschaftlicher Theologie und praktischer Seelsorge. Denn Wolffs Ausführungen haben wohl trotz aller Wissenschaftlichkeit einen seelsorgerlichen Nebenzweck: Es soll dem in der Wirrnis des abendländischen Geisteslebens sich kaum zurechtfindenden Menschen eine Handreichung geboten werden, die ihn instand setzt, den rechten Weg zu finden. Es ist überhaupt ein Zeichen der Zeit, daß die Neuerscheinungen, die dem Menschen diesen Dienst tun wollen, in den letzten Jahren überaus zahlreich sind. So hat der Verlag Haupt, 1943 eine weitere Publikation herausgegeben, die eindeutig diesen Zweck verfolgt: Prof. Dr. Iwan Iljin: *Das verschollene Herz*. Der Inhalt dieses Buches ist weniger bedeutungsvoll als seine Form. Denn was uns Iljin zu sagen hat, ist nicht neu: Er nimmt den Leser zu stiller Lebensbetrachtung an die Hand, führt ihn zu verborgener Freude und zur Einkehr. Der Mensch soll daheim sein bei Gott, bei sich selbst und in der großen Harmonie der Welt. Hierbei sind die Ausführungen von einer weltüberlegenen, weltverklärenden, aber keineswegs asketischen Mystik getragen. Alles, was der Verfasser von unserem zwischenmenschlichen Verkehr, von der Läuterung, vom Beten, vom Heimgang und vom kommenden Reich zu sagen weiß, ist so frisch und lebendig, aber auch so still und ruhig, voll Anmut und Poesie vorgetragen, daß es sich schon um der Einheit seiner Sprache und Zartheit seiner Darstellung willen lohnt, das Büchlein zur Hand zu nehmen. — Aller Beachtung wert ist auch das Buch des bekannten Indienmissionars E. Stanley Jones: *Sieghastes Leben*, aus dem Amerikanischen übersetzt von Paula Hüni, Gotthelfs-Verlag, Zürich 1942. Mit Recht erhebt es den Anspruch, eine Schule für christliche Lebensführung zu sein. Der Form nach ein Andachtsbuch mit Meditationen für jeden Tag, ist es inhaltlich mehr als nur „erbaulich“. Stanley Jones möchte den Leser durch eine zusammenhängende Erörterung der Lebensprobleme zu einem Leben aus der Kraft Jesu Christi führen. Daß es dem Verfasser nicht um billige Tröstung geht, erhellt schon daraus, daß er nicht bei den persönlichen Nöten des Einzelnen stehen bleibt, sondern auch die sozialen Probleme im Lichte des Evangeliums durchdenkt. Dabei ist der Blick geweitet auf die ganze Kultur, und von der Psychologie her fällt manches Licht auf die innerste Not des Menschen, aber auch auf das, was Jesus Christus uns anzubieten hat. Leidenschaft für das kommende Reich Gottes durchpulst das ganze Buch, sodaß es wohl von keinem Leser ungestärkt aus der Hand gegeben wird. Es wäre zwar im Einzelnen dieses oder jenes gegen das Buch einzuwenden. So sind z. B. gewisse Aussprüche aus dem Munde Jesu aus dem Zusammenhang herausgerissen und bekommen in den Darlegungen des Verfassers einen andern Sinn. Und gerade das Problem des Reiches Gottes läßt in den Ausführungen des Verfassers eine letzte theologische Klarheit vermissen, woran nicht zuletzt die falsche Übersetzung Luthers „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“ (statt „mitten unter euch“) schuld sein mag. Auch muten die kurzen Gebete, mit denen die täglichen Betrachtungen geschlossen werden, in ihrer Bild-

haftigkeit oft seltsam geziert und unernst an. Dies schließt aber nicht aus, daß namentlich der Gebildete von der Durcharbeitung des Buches Gewinn davontragen wird. Die seelsorgerlichen Erfahrungen, die Stanley Jones mit indischen Studenten und Akademikern gemacht hat, sind irgendwie für die Geistesverfassung und Not aller Gebildeten typisch, und die Wege, die er zur Behebung dieser Not weist, haben ihre Gangbarkeit nicht nur in Indien erwiesen, sondern können auch in Europa Segen bringen. — Ferner ist im **Gotthelfs-Verlag** (ohne Jahreszahl) erschienen: **Der heilige Wille Gottes** (Das christliche Leben im Lichte der 10 Gebote). Das hübsch kartonnierte Büchlein enthält Vorträge, die von Emil Brunner, J. L. Leuba, R. de Pury, A. de Quervain, J. P. Ramseyer und W. Bissert Hooft vor zwei Jahren in Genf gehalten wurden. Alle diese Zeugen haben es unternommen, die 10 Gebote von Grund auf zu durchdenken und auszulegen. Damit erscheinen diese Fundamentalsätze der Bibel nicht mehr als Ausdruck einer allgemein gültigen, zeitlosen Moral, sondern als Ausdruck der göttlichen Gnade und gerade damit als verbindlicher Anspruch des einzigen Herrn an seine Kirche. Zum besten, was uns in dieser Broschüre geboten wird, gehören zweifellos die Beiträge von R. de Pury über das 7. und 10. Gebot. Unheimlich aktuell werden die Gebote, wenn man — wie der genannte Autor das tut — das gegenwärtige Weltgeschehen als eine zwangsläufige Folge menschlicher Sünde in Betracht zieht. So wird dieses Büchlein zu einem sehr beachtenswerten Beitrag an die theologische Ethik, und wird all denen ein treuer Helfer sein, die sich bemühen, über Grund, Sinn und Tragweite der 10 Gebote Klarheit zu erhalten. — „**Vier Einwände gegen das Christentum**“ betitelt sich eine kleine, ebenfalls im **Gotthelfs-Verlag** 1943 erschienene Schrift von Pfarrer A. Fueter. Darin sind vier Kurzvorträge zusammengefaßt, die der landeskirchliche Studentenberater an den Zürcher Hochschulen vor jungen Akademikern und hernach auch am Radio gehalten hat. Die vier Einwände, denen Fueter begegnen möchte, lauten: „Das Christentum ist rückständig, steht im Gegensatz zur menschlichen Natur, hat den Menschen nicht besser gemacht und kann kein Zukunftsprogramm vorweisen.“ Man steht dem ganzen Unternehmen, wie es hier versucht wird, etwas skeptisch gegenüber. Nicht daß Fueter nicht viel Richtiges und Wertvolles zu sagen hätte oder an den genannten Vorwürfen vorbereiten würde. Aber man wird den Eindruck nicht los, daß sich in der ganzen Apologetik des Verfassers das sog. Christentum (eine Definition dieses Begriffs fehlt, würde sich aber gerade für die Auseinandersetzung mit Gebildeten als nützlich erweisen) in einer Verteidigungsposition befindet, die ihm viel von seiner Angriffskraft nimmt. Das Fragwürdige all dieser Versuche von Schleiermacher an („Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“) besteht darin, daß sie trotz teilweise ganz anderer Absicht der Apologeten darauf hinauslaufen, den christlichen Glauben irgendwie gesellschaftsfähig zu machen unter Umgehung des aus dem Neuen Testament schlechterdings nicht zu eliminierenden Argernisses. Auch Fueter hat diese Gefahr nicht ganz bannen können. Fruchtbarer in der Auseinandersetzung gerade mit der gebildeten — aber in Dingen des Glaubens oft merkwürdig ungebildeten — Welt wäre es, daß ihre Fragen wohl aufgenommen würden, aber so, daß sich ihre Fragen und Einwände sofort in solche gegen den Einwender verwandeln müßten. Das ist bei Fueter gerade nur angedeutet, aber nicht grundsätzlich durchgeführt. Wir können darum dem Lob nur bedingt beipflichten, das Prof. E. Brunner im Vorwort dem Verfasser spendet: „Es wurde wirklich vom Boden des heutigen Bildungsmenschen aus gefragt, aber ebenso deutlich vom Boden der Bibel aus geantwortet“.

Prof. Dr. Siegmund-Schulze hat unter dem Titel „**Die Einigung der christlichen Kirchen**“ im Verlag **Haus der Bücher**, Basel 1942 eine Sammlung von Aussprüchen bedeutender Männer verschiedener Zeiten herausgegeben. Unbestreitbar liegt in der Zerrissenheit der einen heiligen, allgemeinen Kirche eine große Not. Nirgends wie in dieser Zerspaltung tritt die Schuld der Kirche so offen zutage. Die Einheit der Kirche ist darum zu allen Seiten ein zentrales Anliegen aller bedeutenden Kirchenmänner gewesen. Das kommt in den ausgewählten Zeugnissen deutlich zum Ausdruck. Daß nicht immer und überall ein deutliches Wissen um das, was Kirche ist, bestand, und daß darum die Sehnsucht nach der Una Sancta nicht immer frei war von sentimentalnen Zügen, liegt in der Beschränktheit des menschlichen Wollens und Erkennens begründet. Doch wird der Weg zur Einheit der Kirche nirgends, außer in offiziellen Äußerungen der römischen Kirche, in einer Ver-

tuschung der Gegensätze oder in gewaltsamer Unterwerfung unter eine bestimmte Lehransicht gefunden. Das Wort des ehemaligen Vorsitzenden des deutschen Reichskirchenausschusses, Wilhelm Böllner, wonach „der Weg zur Einheit nicht zunächst in die Breite, sondern in die Tiefe geht“, bringt die Grundhaltung des ganzen Bändchens zum Ausdruck. Wir möchten dieses Bändchen allen denen empfehlen, die sich mit der Zerspaltenheit der Kirche abgefunden haben, als wäre dies eine Naturnotwendigkeit.

Anhangsweise möchten wir noch auf einen Roman aufmerksam machen: **Walter Blikendorfer: Erde, Liebe, Glaube, Tascher, Zürich 1942.** Willi, ein junger Pfadfinderführer, entwickelt sich vor den Augen des Lesers vom Redaktionsvolontär zum schollenverbundenen Bauer und Offizier. In seiner geistigen Haltung bleibt er jedoch der autonome Moralist, der vor seinen Kameraden das Ideal der Schweizerjugend vertritt: Sauberkeit, Selbstzucht, Disziplin. Es gelingt ihm, dieses Ideal eine Zeit lang zu leben, bis ihn ein Unfall im Militärdienst zum Krüppel macht. Nun erkennt er die Vorläufigkeit seines bisherigen Strebens und empfängt vom Neuen Testament her eine neue Sinngabe des Lebens. Diese letzte, dramatische Wendung ist wohl das Anliegen des Autors, und um dieser Botschaft willen verzeiht man ihm die Mängel, die sein Erstlingswerk aufweist (ungenügend motivierte Entwicklungen, zu wenig geraffte Darstellung). Dieser Roman hat doch unserer Pfadfinderbewegung, aber auch den jungen Soldaten Wesentliches zu sagen.

Edwin Küngli.

Und unser Weg?

Sebes, der schon aus früheren Publikationen („Die schweizerische Wirtschaft von Morgen“) bekannt ist, tritt hier mit einer neuen Studie an die Öffentlichkeit, die gemeinhin als Beitrag zur künftigen Wirtschaftsordnung aufzufassen ist und sich in die Reihe der aus allen möglichen Lagern stammenden Vorschläge einreihet¹⁾. Welches Bild wird die Weltwirtschaft nach dem Kriege bieten, welche Rolle wird insbesondere unsere eigene Wirtschaft spielen? Es ist schwer, darauf eine Antwort zu geben, weil wir die Nachkriegsverhältnisse noch gar nicht überblicken können. Es ist aber nichtsdestoweniger unsere Pflicht, über die täglich zu überwindenden Schwierigkeiten hinaus, uns mit der Zukunftsstellung der Wirtschaft auseinander zu setzen. Als eine der Möglichkeiten, zu einer nationalen Zusammenarbeit in der Wirtschaft zu gelangen, will auch die neue Studie von Sebes aufgefaßt sein. Daß wir dabei, wie in einem theoretischen Teil dargelegt wird, nach schweizerischen Lösungen suchen müssen, angepaßt unsrern demokratischen Verhältnissen, und uns nicht an ausländische Vorbilder halten dürfen, darf wohl als selbstverständliche Forderung gelten, und ebenso muß man dem Verfasser zustimmen, wenn er die Forderung nach sauberer Trennung zwischen Politik und Wirtschaft und des Einzelsegoismus von der notwendigen Gemeinschaftsarbeit aufstellt. In welcher Richtung aber soll praktisch der künftige Weg gehen und auf welcher Grundlage soll die Zusammenarbeit verwirklicht werden?

Gewissermaßen als Überleitung zum zweiten praktischen Teil der Studie nennt Sebes drei Gruppen von Zusammenarbeit, die speziell gefördert werden müssen, um an den Brennpunkten der Wirtschaft eine zweckdienliche Synthese der Bestrebungen sicher zu stellen: einmal die Zusammenarbeit der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sodann der verschiedenen Wirtschaftssektoren untereinander und drittens die Zusammenarbeit von Staat und Wirtschaft. Betriebsgemeinschaft, Berufsgemeinschaft, nationaler Spartenverband und schweizerischer Wirtschaftsrat wären nach Sebes die Etappen, nach denen sich der wirtschaftliche Neuaufbau der Schweiz zu vollziehen hätte. Wenn Sebes die Betriebsgemeinschaft als Keimzelle wirtschaftlicher Zusammenarbeit bezeichnet, die in gesunder Wechselwirkung die Berufsgemeinschaft ermöglicht, so befindet er sich mit dieser Auffassung nicht mehr allein, es kommt nur darauf an, welches Ziel man damit erreichen will. Was weiter über die Zusammenarbeit der verschiedenen Wirtschaftssektoren untereinander und von Staat und Wirtschaft gesagt wird, geht vom Gedanken aus, vorab eine Gruppierung der vorhandenen Kräfte und eine Neuregelung der Kommandooverhältnisse vorzunehmen

¹⁾ Albert R. Sebes: Und unser Weg. Europa-Verlag, Zürich 1943.

und erst nachher an die Lösung der sich präsentierenden Einzelprobleme heranzutreten. Die am Schluß der Studie ausgeführten Thesen, ergänzt durch eine schematische Darstellung der Zusammenarbeit, bilden die Quintessenz der in der Studien entwickelten Grundgedanken. Sebes bezeichnet sie als Plan des Willens und versteht darunter Ausnutzung und Ausbau der vorhandenen Kräfte und Bindungen im Hinblick auf ihren Nutzen für die Gemeinschaft des ganzen Volkes. Um das Instrument der Zusammenarbeit zu schaffen, das die Organisation und Anpassungsfähigkeit aufweist, jede sich stellende Aufgabe einfach und im gegebenen Moment lösen zu können, müssen alle guten Kräfte eingesetzt werden.

Wer sich mit dem Problem der Zusammenarbeit in der Wirtschaft und deren Voraussetzungen näher befassen will, wird an der Studie Sebes' nicht achtlos vorbeigehen können.

C. Weber.

Bücher-Eingänge.

Januar 1944.

- von Arx, Caesar:** Land ohne Himmel. Schauspiel in drei Akten. Sauerländer, Aarau 1943. 156 Seiten, Fr. 4.50.
- Brand, Renée:** Zur Interpretation des „Ackermann aus Böhmen“. Schwabe, Basel 1944. 60 Seiten, Fr. 3.—.
- Büchler, Felix:** Das Verhältnis Frankreichs zu Rußland 1871—1878. Sauerländer, Aarau 1944. 106 Seiten, Fr. 4.—.
- Canevascini, Guglielmo:** Die menschliche Arbeit durch die Jahrhunderte. Buchergilde Gutenberg, Zürich 1943. 200 Seiten, Fr. 6.— (für Mitglieder).
- Die Schweiz 1944.** Ein Nationales Jahrbuch. Herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Aarau 1944. 264 Seiten, Fr. 9.20.
- Dudle, Otto:** Die soziale Ordnung nach dem Kriege. Rex-Verlag, Luzern 1943. 32 Seiten.
- Eckhardt, Alexandre:** De Sicambria à Sans-Souci. Histoires et légendes Franco-Hongroises. Les Presses Universitaires de France, Paris 1943.
- Eichelberg, Gustav:** Auftrag Technik. Rascher, Zürich 1944. 60 Seiten, Fr. 2.—.
- Fromer, Leo:** Aktuelle Probleme der schweizerischen Steuerpolitik. Separatabdruck aus der Schweiß. Handelszeitung, Zürich 1943. 20 Seiten.
- Grob, Rudolf:** Schlagwort oder Glaube. Rascher, Zürich 1944. 96 Seiten, Fr. 2.50.
- Guhwiler, Richard:** Grundlagen einer Neuordnung. Rascher, Zürich 1944. 40 Seiten, Fr. 1.50.
- Hadel, Alexej A.:** Von ostkirchlicher Kunst. Herder, Freiburg i. Br. 1943. 24 Seiten und 16 Bildtafeln, M. 4.20.
- Herold, Hans:** Praxis des Umlaufsteuerrechts. Stand vom Januar 1944 (Lieferungen 1 bis 5). Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel 1944.
- Hoffmann, Heinrich:** Die Religion im Leben und Denken Pestalozzi. Lang, Bern 1944. 70 Seiten.
- Huizinga, J.:** Homo Ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielementes der Kultur. Burg-Verlag, Basel 1944. 344 Seiten, Fr. 19.—.
- Jaggi, Arnold:** Der Befreiungskampf Europas zur Zeit Napoleons I. Haupt, Bern 1944. 214 Seiten, Fr. 5.50.
- Jenny, Hans:** Kriegs- und Nachkriegsprobleme des Detailhandels. Sonderabdruck aus der „Zeitschr. f. schweiz. Statistik und Volkswirtschaft“, 79. Jg., H. 6. 20 Seiten, Fr. 1.—.
- In Memoriam Max Reinhardt.** Reden von O. Wälterlin, J. Salten, W. Langhoff und C. Jensen. Oprecht, Zürich 1944. 45 Seiten, Fr. 2.—.
- Keller, Ernst:** Der Vorbehalt von Nebenpunkten beim Vertragsabschluß. Art. 2, Abs. 1 und 2 OR. Sauerländer, Aarau 1943. 188 Seiten, Fr. 6.50.
- Kundert, David:** Es Hämpfeli Versli für de Chliine. Glarner Mundart. Tschudi, Glarus 1943. 50 Seiten, Fr. 3.50.
- Lindemann, Reinholt:** Begegnung. Herder, Freiburg i. Br. 1943. 16 Seiten und 25 Bildtafeln, M. 1.25.

- Lüdke, H.:** Metaphysical Poetry. Selections from Donne, Herbert, Crashaw, Vaughan, Marvell and Traherne. Francke, Bern 1944. 96 Seiten, Fr. 4.80.
- Lügeler, Heinrich:** Musik. Herder, Freiburg i. Br. 1943. 16 Seiten und 25 Bildtafeln, M. 1.25.
- Manzoni, Alessandro:** Die Verlobten. Herder, Freiburg i. Br. 1943. 320 Seiten.
- Maurer, Th.:** Die Elsässischen Sagen. I. Teil. Heitz, Straßburg 1943. 160 Seiten, Fr. 6.80.
- Milhaud, Edgard:** Beveridge-Plan und Wiederaufbau. Die Annalen der Gemeinwirtschaft, Genf 1943. 280 Seiten, Fr. 5.—.
- von Moos, Herbert:** Das große Weltgeschehen. Lieferung 9, Band IV. Hallwag, Bern 1944. 40 Seiten.
- Moszowska, Natalie:** Zur Dynamik des Spätkapitalismus. Verlag „Der Aufbruch“, Zürich 1943. 185 Seiten, Fr. 5.—.
- O'Davoren, William:** Post-war reconstruction conferences. The technical organisation of international conferences. Jullien, Genf 1942, XII, 166 Seiten, Fr. 6.—.
- Ortega y Gasset, José:** Velazquez. Sechs farbige Wiedergaben nach Gemälden aus dem Prado-Museum. Iris, Bern 1943. Mit 24 Seiten Text.
- Pirenne, Jacques:** Les Grands Courants de l'Histoire Universelle. La Baconnière, Reuchâtel 1944. 520 Seiten.
- Ritter, Gerhard:** Luther, Gestalt und Tat. Bruckmann, München 1943. M. 2.50.
- Reinhardt, Karl:** Sophokles. Klostermann, Frankfurt a. M. 1943. 292 Seiten, Fr. 10.—.
- Rothe, Walter:** Der Staat als Kriegsgewinner. Schriftenreihe der Schweiz. Handelszeitung Nr. 7, Zürich 1943. 11 Seiten.
- Rubi, Christian:** Berner Bauernmalerei aus drei Jahrhunderten. Haupt, Bern 1944. 32 Seiten Text und 32 Seiten farbige Tafeln, Fr. 6.60.
- Salzmann, Friedrich:** Sozialismus der Zukunft. Vom Marxismus zum Sozial-Liberalismus. Verlag Freies Volk, Bern 1943. 62 Seiten, Fr. 1.80.
- Schneider, Reinhold:** Ehrwürdiges Alter. Herder, Freiburg i. Br. 1943. 16 Seiten und 25 Bildtafeln, M. 1.25.
- Schumacher, Edgar:** Religiöse Grundlagen des Soldatischen. Rätscher, Zürich 1944. 42 Seiten, Fr. 1.50.
- Stamm, Rud.:** Three Anglo-Irish Plays. Francke, Bern 1943. 114 Seiten, Fr. 5.50.
- Sulser, Jakob:** Die Strukturlogik. Ihre Elemente, ihr Weltbild und ihre Gestalt Europas. Haupt, Bern 1944. 330 Seiten, Fr. 9.50.
- Taeger, Fritz:** Alcibiades. Bruckmann, München 1943. 255 Seiten, Tafeln und 1 Lagemkarte, M. 5.80.
- Vogt, Paul:** Aus Not und Rettung. Stimmen aus dem Dunkel dieser Zeit. Oprecht, Zürich 1944. 96 Seiten, Fr. 3.50.
- Wehrli, Bernhard:** Das Finanzsystem Zürichs gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Sauerländer, Aarau 1944. 164 Seiten, Fr. 7.—.
- Wolff, Ernst Georg:** Ästhetik der Dichtkunst. Systematik auf erkenntnistheoretischer Grundlage. Schultheß, Zürich 1944. 671 Seiten, Fr. 30.—.

Berichtigung.

Im Aufsatz von Carl J. Burckhardt, „Das Kriegswerk des Internationalen Roten Kreuzes“, Heft 9/10, Dez. 1943, Jan. 1944, ist auf Seite 516 statt 2 Millionen zu lesen: 2 Milliarden Schweizer Franken als Wert der vom September 1939 bis Oktober 1943 durch die Abteilung für Hilfsaktionen des Internationalen Komites vom Roten Kreuz für die Gefangenen- und Interniertenlager versandten Waren.

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Verhand: Zürich 2, Stockerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Deemann & Co., Zürich 2, Stockerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsberechte vorbehalten.